II/2010

IMPULS

Positionen und Konzepte aus dem Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland

VEDD
Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland e.V.

Fulbert Steffensky

Wenn Hoffnung in die Welt tritt

Diakonie im Spannungsfeld zwischen christlicher Hoffnung und säkularer Gesellschaft

VORWORT

Liebe Schwestern und Brüder,

der Vorstand des VEDD dankt der Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses für das großzügige Geschenk, teilzuhaben an Fulbert Steffenskys Nachdenken über aktuelle Diakonie im Spannungsfeld zwischen christlicher Hoffnung und säkularer Gesellschaft – und dabei die besondere Rolle und Aufgabe von Diakoninnen und Diakonen in Zeiten, in denen die Kirchen in Deutschland die evangelische Gestalt des christlichen Glaubens im 21. Jahrhundert neu suchen und aktuell beschreiben.

Der VEDD veröffentlicht den Aufsatz Fulbert Steffenskys in seiner Reihe IMPULSe zum Advent 2010.
Wir wünschen uns, dass die Gedanken Fulbert Steffenskys Diakoninnen, Diakone und Mitarbeitende im Diakonat stärken in einem verbindlichen Verständnis ihrer Berufung und ihres Auftrags und in seiner dauerhaften Ausübung.

Gute Lektüre, die Sie neu herausfordern mag, die „Zu-Mutung“, Diakonin / Diakon in Gemeinschaft zu sein, heute zu leben, zu wagen und zukunftsorientiert zu gestalten!

Diakonin Marlis Seedorff
VEDD-Vorstandsvorsitzende

C. Christian Klein
VEDD-Geschäftsführer

Berlin, im Advent 2010

Wenn Hoffnung in die Welt tritt – Diakonie im Spannungsfeld zwischen christlicher Hoffnung und säkularer Gesellschaft.

Liebe Schwestern und Brüder,

die Christen nehmen den Mund manchmal ganz schön voll – und Diakone und Diakoninnen tun dies erst recht! Das zeigt sich auch an den Schlagworten dieses Impuls-Titels: Hoffnung, Welt, christliche Botschaft, Gesellschaft. Da ist nicht von kleinen Brötchen, sondern von riesengroßen Schwarzbroten die Rede. Aber diese großen Worte sind keine breitbeinige Überheblichkeit von selbsternannten Weltrettern, sondern unvermeidliche Folge unseres Glaubens. „Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch“ (Lukas 17,21), verspricht Jesus den Seinen – und auf sein Wort gründen wir uns.

Gerade weil es bei unserem Glauben um nichts weniger als ums Ganze des Lebens und der Welt geht, stehen wir tagtäglich vor einer großen Übersetzungsaufgabe – in den diakonischen Gemeinschaften erst recht. Es ist Kernaufgabe der Diakonie, dort tätig zu sein, wo die Zweifel an der Gegenwart von Gottes Reich der Herrlichkeit am größten sind: bei den Armen, Kranken und Verlassenen. Bei diesen und anderen Bedürftigen sind die Zweifel an Glück und Erfüllung am größten – und gleichzeitig auch die Sehnsucht danach.

Dieses Spannungsfeld zwischen Hilfe, Sehnsucht und Erfüllung ist das Praxisfeld der Diakonie. Hier setzen Diakoninnen und Diakone ihre Professionalität ein, hier arbeiten sie mit an der großen Übersetzungsaufgabe aller Christen: den einzelnen Menschen und das eigene Handeln im Horizont der großen christlichen Verheißung zu deuten. Dieser Transfer fällt nicht immer leicht. Das Vertrauen in die Zusage Gottes ist nicht jederzeit selbstverständlich. In der Bibel werden Menschen, die der Verheißung Gottes nicht mehr trauen „Kleingläubige“ genannt.

Bewährte Hilfen gegen Kleinglauben und Verzagen sind die Gemeinschaft und das Gespräch. In dieser Praxis stehen diakonische Gemeinschaften und treffen sich gerne und regelmäßig. Die Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses hat sich im September 2010 zu ihrem turnusmäßigen Brüder- und Schwesterntag versammelt und neben dem Geselligen und Geschäftsmäßigen auch Stärkung gegen den Kleinglauben gesucht – und gefunden. Wir haben uns an Gottes große Zusage und Auftrag erinnert, zur Hoffnung berufen, Licht der Welt und Salz der Erde zu sein.

Thematischer Dreh- und Angelpunkt der Gespräche auf diesem Brüder- und Schwesterntag war ein Vortrag von Prof. Dr. Fulbert Steffensky, der in diesem Heft abgedruckt ist. Weil er die biblischen Begründungen, die aktuellen

Herausforderungen und besonders auch die Potenziale der Diakonie und der Diakonischen Gemeinschaften entfaltet, hielt der VEDD eine Veröffentlichung in dieser Reihe für wünschenswert.

Herzlich zu danken haben wir Prof. Dr. Steffensky für die große Bereicherung, die der Brüder- und Schwesterntag 2010 des Rauhen Hauses durch seinen Beitrag erfahren hat, und für seine Erlaubnis, den Vortragstext zu veröffentlichen. Diakoninnen und Diakonen, Konvikten und Konventen und Brüder- und Schwesternschaften wünschen wir interessante Einsichten und persönliche Stärkungen durch die Lektüre dieses Textes.

Dr. Friedemann Green
Vorsteher des Rauhen Hauses

Claudia Rackwitz-Busse
Konviktmeisterin des Rauhen Hauses

Fulbert Steffensky

WENN HOFFNUNG IN DIE WELT TRITT –

DIAKONIE IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN CHRISTLICHER HOFFNUNG UND SÄKULARER GESELLSCHAFT

Vortrag auf dem Brüder- und Schwesterntag des Rauhen Hauses am 11. September 2010

Die Theologen haben in der Tradition die Hoffnung eine übernatürliche Tugend genannt, also eine von Gott eingegossene Haltung. Ich möchte von den natürlichen Bedingungen reden, unter denen Menschen hoffen können. Was sind unsere Bedingungen zu hoffen, dem Leben einen Sinn abzugewinnen und in Gewissheit zu arbeiten? Man kann sich selbst nur erkennen, indem man sich vergleicht. Also versuche ich zunächst die Welt eines Diakons zu beschreiben, eines Bruders aus dem „Gehilfeninstitut", das Johann Hinrich Wichern 1839 eröffnet hat.

Nicht nur die Kinder, mit denen er umging, auch er selber lebte in einer armen Welt. Das Brot war nicht selbstverständlich, nicht das Dach über dem Kopf der Menschen, nicht der Friede und nicht die Heilung ihrer Krankheiten. In kargen Welten denkt man nicht über die Hoffnung nach. Man hat die große Frage umgemünzt in kleine Fragen: Was werden wir essen, wie werden wir über den Winter kommen, wie werden wir uns kleiden? Man hatte keine Zeit für die Hoffnungslosigkeit.

Karge Welten sind keine liberalen Welten. Man lebt in Zusammenhängen oder man verkommt. Die Beachtung des einzelnen Subjekts entsteht meistens nur da, wo die Grundbedürfnisse des Lebens gesichert sind. Karge Welten sind Welten hoher Disziplinierung. Strafen sind selbstverständlich. Nicht dass das Rauhe Haus eine Stelle strenger Zucht war, ist verwunderlich, sondern verwunderlich ist, dass die körperliche Züchtigung dort geächtet war.

Mein Diakon, sagen wir von 1850, war ein Nesthocker. Er lebte in einer immobilen Welt, zunächst wörtlich. Für ihn war ein Gang in die Innenstadt selten; der Weg nach Bremen eine große Reise. Mein Diakon kannte hauptsächlich sich selbst, seinen Ort, seinen Glauben, die Vorstellungen

im Rauhen Haus. Er kannte seine Kirchenlieder und sein Evangelium. Diese seine Umwelt aber kannte er genau. Er war also ein Wissender und Unwissender zugleich. Er kannte das Seine und war nicht irritiert durch das Fremde. Er hatte Texte der Hoffnung, an denen der Zweifel kaum nagte.

Mein Diakon kannte Sitten. Ich meine dies nicht moralisch. Er kannte eingeschliffene und feste Abläufe. Er wusste, dass Losungen zu lesen waren und wann sie zu lesen waren. Er wusste, dass man in die Andacht und in die Gottesdienste ging. Er hatte ein fragloses Wissen, und Alternativen waren nicht denkbar. Er war nicht irritiert durch die vielen Möglichkeiten, denn er hatte sie nicht. Er kannte weder die Last noch die Gnade des Zweifels.

Mein Diakon war fest eingebunden in ein soziales System. Er lebte unter der strengen Gemeinschaft der Brüder. Was wichtig und was zu tun war, wusste er nicht für sich allein. Er hat es auch den anderen von den Lippen gelesen. Er wusste, wie man zu leben und zu denken hatte, weil er es mit anderen zusammen wusste. Er lebte in fest vorgegebenen Sozialformen und Bindungen. Er hatte eine Hoffnung, die stark war, weil er sie mit anderen teilte.
Mein Diakon wusste etwas von den großen Lebensstörungen, wie es Hunger, Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit waren. Er kannte aber nicht die größte Hoffnungs- und Glaubensverstörung des letzten Jahrhunderts. Er kannte Auschwitz nicht.

Ich mache einen Sprung und besehe mir die Lebens- und Hoffnungswelt eines Diakons oder einer Diakonin , wie sie unter Ihnen sitzen. Meine Diakonin lebt, liebt, arbeitet und hofft in einer fast völlig anderen Welt.

Meine Diakonin kennt Brüche. Sie ist eine Durchreisende und nicht ein Nesthocker, wie es der Diakon aus jener Zeit war. Sie hat vielleicht in ihrer Jugend anders geglaubt, als sie es heute tut. Sie kennt andere Lebenslandschaften als die Hiesige. Sie war vielleicht einmal Marxistin, dann hat sie der Esoterik angehangen, und jetzt ist sie im Rauhen Haus. Sie war vielleicht verheiratet und ist geschieden oder wiederverheiratet. Wenn sie älter ist, hatte sie vielleicht einmal eine andere Auffassung von Erziehung, von der Kirche, von Sexualität, als sie es heute hat. Sie ist nestflüchtig. Sie lebt in der Zeit der Grenzöffnungen und der Grenzübertritte, wie man sie vor 100 Jahren nicht hat denken können. Ihr Aufenthaltsort ist die Zeitweiligkeit und die Vorläufigkeit. Sie kann und muss anders mit ihrem Leben und Glauben experimentieren, als es der alte Diakon konnte und musste.

Meine Diakonin kennt weniger feste Grenzen, als sie der Diakon kannte. Sie ist mobil, physisch und geistig. Sie surft gelegentlich durch die verschiedensten Lebens- und Glaubenswelten und manchmal ist sie in verschiedenen zugleich. Sie liest Dorothee Sölle und Anselm Grün. Sie liest die Losungen und schöne Sätze des islamischen Mystikers Rumi. Von einem mittelalterlichen Heiligen wird erzählt, er habe die Gabe der Bilocatio gehabt – die Gabe, an verschiedenen Orten zugleich zu sein. Meine Diakonin eifert ihm nach.

Meine Diakonin lebt in einer liberalen Welt. Niemand zwingt sie, die Losungen zu lesen, in die Kirche zu gehen, zu den Konventstagen zu kommen. Sie ist freier als mein alter Diakon, und sie ist einsamer als er. Ihre Freiheit ist ihr kostbares Gut, das sie nie mehr verkaufen darf. Ihre Einsamkeit ist eine Last, mit der sie arbeiten muss. Sie muss ihre eigene Gesetzgeberin sein. Sie muss bestimmen, was sie glaubt, wie sie lebt, wie sie fromm ist: Sie muss herausfinden, was ihre Grenzen sind. Sie muss dauernd Entscheidungen treffen, die meinem alten Diakon immer schon vorgegeben waren. Sie hat also ein hohes Gut: Sie ist in der reicheren, weniger traditionalen und kontrollierten, in einer mobilen Welt mehr Subjekt und Meisterin ihrer selbst. Sie ist freier. Aber ihre Freiheit ist ein schmerzhaftes Glück.

Kurz: Meine Diakonin ist, wie wir alle sind in heutiger Zeit: Sie steht der Welt, wie sie im Titel des Vortrags genannt ist, nicht gegenüber. Sie ist eine Dame von Welt. Wir sind Kinder dieser säkularen Gesellschaft und stehen ihr nicht einfach gegenüber. Wir sind die Welt, in der wir leben. Wir alle tragen die Signatur dieser Zeit, ob wir wollen oder nicht. Wir tragen ihren Reichtum und ihre Last. Ich möchte das große Wort Hoffnung eigentlich vermeiden. Ich frage mich stattdessen, wie können Sie in dieser Welt, deren Kinder Sie sind; mit ihrer Arbeit; mit ihrem Gelingen und ihren Niederlagen leben? Wie können Sie arbeiten, ohne das niederdrückende Gefühl der Vergeblichkeit dieser Arbeit? Wie können Sie es ertragen, dass Sie selbst mit Ihrer Arbeit nur Fragment sind; dass Sie also nicht die Retter der Menschheit sind?

Sie, die sie im Rauhen Haus, im Kontext und im Geist des Rauhen Hauses leben und arbeiten, haben es auf besondere Weise nicht leicht mit der Zuversicht auf den Sinn ihrer Arbeit. Viele von Ihnen arbeiten auf Feldern großer Lebensniederlagen. Sie haben es mit Arbeitslosen zu tun; mit Jugendlichen, denen schon früh die Hoffnung genommen ist; mit Kranken und Sterbenden. Sie arbeiten an Stellen, an denen das gesellschaftliche Versagen nicht mehr zu verkennen ist.

Wir leben zugleich in einer Gesellschaft, die Niederlagen nicht liebt und die die Sieger ehrt.
Wir leben in einer Gesellschaft, deren Wissen groß und deren Weisheit schwach ist, eine Gesellschaft, in der vor allem Stärke und Ganzheit gewürdigt werden. Sieger sind nicht nur anderen gegenüber unerbittlich, sie sind es auch sich selber gegenüber. Ich will ein auf den ersten Blick abwegiges Beispiel eines solchen unerbittlichen Ganzheitszwanges nennen: der Zwang, einen schönen Körper zu haben, und der Hass gegen sich selber, wo man sich nicht perfekt findet. Es gab eine Zeit, in der uns befohlen war, religiös und moralisch vollkommen zu sein, und sie hat viel Unglück mit sich gebracht. Man war unfähig, sich als Fragment anzunehmen. Wie die Menschen damals gequält waren von der Sündigkeit der Seele, so sind sie heute oft gequält von der Unvollkommenheit des Leibes: der Hass auf den unperfekten Körper. Mehr als eine halbe Million Schönheitsoperationen werden pro Jahr in Deutschland durchgeführt. Die Schönheitsindustrie setzt pro Jahr 120 Milliarden

Euro um. Der perfekte Körper ist zum Synonym für Glück geworden, die Wahrscheinlichkeit, unglücklich zu werden, liegt somit bei fast 100 Prozent. Der Schönheitszwang ist nur einer der Zwänge, die ins Unglück führen. Gesundheitszwänge, Jugendlichkeitszwänge, Perfektionszwänge vieler Art treiben Menschen ins Unglück und natürlich vor allem die Alten, denen keine Ganzheit mehr gelingt.

Ich imaginiere die Schwierigkeiten, die Asymmetrien derer, die in Krankenhäusern, in Altersheimen, in Behindertenanstalten und Hospizen arbeiten:

- Sie erleben die Asymmetrie zwischen ihrer Arbeit und ihrem persönlichen Leben. Sie leben wie alle anderen ein normales Leben, haben eine Familie, sie freuen sich an der Natur, haben gerne Urlaub und Feierabend. Zugleich erleben sie in ihrer Arbeit gehäuftes Unglück, Niederlagen, vergehendes Leben und Tod. Welche geistige und seelische Souveränität ist nötig, um dieses Leben auszuhalten, ohne in Resignation und Zynismus zu verfallen?

- Sie erleben eine Gesellschaft, die sich hauptsächlich in ihrem Können und Gelingen einleuchtet. Eine Gesellschaft, deren Subjekte, sich in ihren Stärken einleuchtet; in ihren beruflichen Stärken; in ihrer Gesundheit, in ihrer Gepflegtheit und Schönheit und in ihrem Funktionieren.
- Sie erleben eine Gesellschaft, in der berufliche Niederlagen nicht vorgesehen sind, wie überhaupt Niederlagen nicht vorgesehen sind. Sie steht unter Siegeszwängen. Wer im Krankenhaus oder mit arbeitslosen Jugendlichen zu tun hat, hat vielleicht mehr Niederlagen als Siege zu verzeichnen.

- Sie erleben eine Gesellschaft, in der Sinn durch Effektivität und Rentabilität ersetzt ist. Diese Gesellschaft ist bereit, für Effekte zu zahlen, nicht ohne weiteres für Sinn und sinnvolles handeln. Ihr drohen die pathischen Tugenden verloren zu gehen. Eine Aktivität aber, die die Kunst der Passivität nicht kennt, wird bedenkenlos, ziellos und erbarmungslos. Die passiven Stärken des Menschen gehen verloren: die Geduld, die Langsamkeit, die Stillefähigkeit, die Hörfähigkeit, das Wartenkönnen, das Lassen, die Gelassenheit; um zwei alte Worte zu nennen: die Ehrfurcht und die Demut.

Ich nenne dagegen ein zentrales Wort aus unserer Tradition: Gnade. Gnade heißt, dass ich bin, weil mir zu meinem Sein verholfen wird. Es ist mir erlaubt, ein bedürftiges Wesen zu sein. Das, wovon wir eigentlich leben, können wir nicht herstellen: nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht die eigene Ganzheit und Unversehrtheit. Ich kann Fragment sein, und ich brauche mich nicht in der Jagd nach meiner eigenen Ganzheit erschöpfen. Ich muss mich nicht selber bezeugen. Wir werden bezeugt durch die Lebensgüte, die wir erfahren. „Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind“, heißt es im 8. Kapitel des Römerbriefes. Man kann sich nicht selbst bezeugen, ohne der Verurteilung zu verfallen. Gnade ist also nicht der Differenzbegriff zwischen dem

großen Gott und dem kleinen Menschen. Gnade heißt Befreiung von dem Zwang, sein eigener Hersteller und Ganzmacher zu sein.

Die erste Folge der Bedürftigkeit, die man sich eingestanden hat, wäre es, sich als Ganzer im Fragment zu erkennen. Gegen die Chaosängste alter Zeiten gab es immerhin den Glauben, dass Gott das Zerbrochene ansieht und sich dem Zersplitterten zuneigt. Man war also nicht völlig auf die eigene Ganzheit angewiesen. Die Ganzheitszwänge steigen da, wo der Glaube schwindet. Wer an Gott glaubt, braucht nicht Gott zu sein und Gott zu spielen. Er muss nicht der Gesündeste, der Stärkste, der Schönste, der Erfolgreichste sein. Er ist nicht gezwungen, völliger Souverän seines eigenen Lebens zu sein.

Wo aber der Glaube zerbricht, da ist dem Menschen die nicht zu tragende Last der Verantwortung für die eigene Ganzheit auferlegt. Es wächst ein merkwürdiges neues Leiden, das durch überhöhte Erwartung an das Leben und der Subjekte an sich selber entsteht. Mein Körper soll fit sein bis ins hohe Alter, mein Aussehen schön. Mein Beruf soll mich erfüllen, und meine Arbeit soll mir ganz gelingen. Meine Ehe soll ungetrübt glücklich sein. Der Partner soll der beste Liebhaber sein und die Partnerin die beste Köchin. Solche Totalitätserwartungen an eine Liebe programmieren ihr Scheitern. So ist das Leben nicht. Die meisten Ehen gelingen halb, und das ist viel. Meistens ist man nur ein halb guter Vater, eine halb gute Sozialarbeiterin, ein halb guter Therapeut. Und das ist viel. Gegen den Totalitätsterror möchte ich die gelungene Halbheit loben. Die Süße und die Schönheit des Lebens liegen nicht am Ende, im vollkommenen Gelingen und in der Ganzheit. Das Leben ist endlich, nicht nur weil wir sterben müssen.

Wie lernt man hoffen? Im Augenblick wird die Frage nach der Hoffnung an vielen Orten gestellt. Sie irritiert mich, denn sie wird oft lamentös und vor allem Handeln gestellt. Erst will man in der Aussicht versichert sein, dass alles gut geht, allenfalls dann wird man handeln und seinen Teil zum guten Ausgang beitragen. Vielleicht sollten wir die Frage nach dem guten Ausgang vergessen, denn sie ist nicht beantwortbar. Aber wir können tun, als hofften wir. Hoffen lernt man auch dadurch, dass man handelt, als sei Rettung und Gelingen möglich.

Zu handeln, als gäbe es einen guten Ausgang, sind wir einmal uns selber schuldig. Man entwürdigt sich und spricht sich selber Subjektivität ab, wenn man die Dinge zu ihrem Unglück treiben lässt. Luthers Satz vom Apfelbäumchen, das er pflanzen wollte noch angesichts des Weltuntergangs, heißt nicht, dass er den Blick auf die untergehende Welt verweigert. Es ist kein verblendeter Optimismus. Er ehrt sich selber, indem er sich als Handelnden begreift; als einen Menschen, der die Fähigkeit und den Auftrag hat, das Leben zu schützen. Nicht allein der Erfolg rechtfertigt, was ein Mensch tut. Es gibt Handlungen, die in sich selber gerechtfertigt sind. Die Liebe und die Gerechtigkeit heilen und heiligen den Menschen; nicht erst der Erfolg, den die Liebe und die Gerechtigkeit vorzuweisen haben.

Ekelhafte Schänder der Erwartungen der Menschen sind die, die sich auf die leidensfreie Kunst der Entlarvung aller Hoffnung spezialisiert haben. Es gibt sie von rechts bis links. Gewisse christliche Sekten mit ihren Untergangsphantasien sind mir in dieser Hinsicht genau so verdächtig wie kluge Intellektuelle, die allen Versuchen der Hoffnung nachweisen, dass sie vergeblich und zum Scheitern verurteilt sind. Es gibt eine artifizielle und verspielte Hoffnungslosigkeit, die man eher bei denen antrifft, denen es schon ganz gut geht.

Ich erinnere mich an eine Schulklasse, die eine Aktion zur Einsparung von Abfall geplant und durchgeführt hatte. Das Unternehmen hatte einiges Aufsehen erregt. Ein Journalist sprach mit den Schülern und wies ihnen nach, wie wenig mit ihrer Arbeit gewonnen sei. Es war, als könnte er nicht dulden, dass Menschen ein Stück Hoffnung haben und sie darstellen in ihrer Arbeit. Die Kinder, die besorgt waren wegen der Erstickung des Lebens im Müll, haben ja nicht im Ernst geglaubt, sie könnten mit dieser Aktion das Problem lösen. Aber sie haben etwas Notwendiges getan, was sie sich selbst schuldig waren: sie haben nicht tatenlos zugesehen. Selbst wenn dies keine Lösung ist, ehrt es die Kinder und ihre Arbeit, und es unterbricht die Geläufigkeit des Satzes: man kann ja nichts machen. Das, was die Kinder getan haben, ist ein Ausdruck ihrer Hoffnung, und es hat zugleich ihre Hoffnung ernährt.

Ich sammle solche Geschichten gerne, denn sie sind Vorzeichen des Gelingens. Die Hoffnung kann lesen. Sie liest in kleine Zeichen wie in die der Schulklasse das ganze Gelingen hinein. Sie stellt nicht nur fest, was ist. Sie ist eine wundervolle untreue Buchhalterin, die die Bilanzen fälscht und einen guten Ausgang des Lebens behauptet, wo dieser noch nicht abzusehen ist. Die Hoffnung gibt sich nicht geschlagen. Sie ist vielleicht die stärkste der Tugenden, weil in ihr die Liebe wohnt, die nichts aufgibt, und der Glaube, der den Tag schon in der Nacht sieht.

Es gibt im Bezug zur Hoffnung eine rechte und eine linke Gefahr. Die rechte Gefahr ist der grundlose Optimismus und die Unfähigkeit, dem möglichen Unglück und Verderben ins Auge zu sehen. Die linke Gefahr; die Gefahr vor allem derer, die an den Stellen der Lebensuntergänge arbeiten. Sie sehen nur noch Unglück und sie erschöpfen sich darin, Panoramen der Untergänge zu beschreiben. Es gibt auch den schwarzen Kitsch der Unglücksbeschreibungen. Man muss auch Widersprüche wahrnehmen können und sie suchen. Nur an Widersprüchen kann man arbeiten. Am risslosen Verderben ist man immer hilflos. Genau sein in der Beschreibung des Unglücks, ist eine Bedingung der Hoffnung.

Vielleicht muss der zynisch werden, der viel weiß, aber aus der Rolle des Betrachters nicht herauskommt. Die Welt und der Lauf der Dinge leuchten dem nicht ein, der nur Zuschauer ist. Einem Hungernden zu essen zu geben, einen Kranken zu waschen, ein Kind zu trösten, vor einem Giftgaslager die Straßen zu blockieren, gegen die Zerstörung des Klimas zu arbeiten, das hat seinen Sinn in sich

selbst. An dieser Arbeit nagt der Zweifel weniger als an der Seele des reinen Zuschauers. Gegen den Tod zu kämpfen, schließt Lebenszweifel aus, zumindest raubt es ihnen Kraft. Es ist merkwürdig, dass in den Texten von Martin Luther King, der gegen den Rassismus in seiner Gesellschaft kämpfte, und in den Texten von Helder Camara, der gegen die Armut in seinem Land arbeitete, die Frage nicht auftaucht, ob diese Arbeit sinnvoll sei. Die Arbeit selbst, die sie getan haben, hat ihnen die Sucht, den Erfolg garantiert zu sehen, ausgetrieben.

„Damit ihr Hoffnung habt" war das Motto des letzten Kirchentags. Ich nenne drei Grundnahrungsmittel der Hoffnung. Es sind das Gebet, unsere Tradition und die Gemeinschaft.

Das Gebet: Es ist die Stelle, an der man über die Widersprüchlichkeit der Welt und des Lebens hinauskommt. Keine philosophische Erklärung und kein theologisches System versöhnen uns mit den Widersprüchen unseres eigenen Lebens und mit der Dunkelheit Gottes. Das Gebet ist die Stelle, an der man weiter springt, als man springen kann. Was ich nicht in Worten und Argumenten sagen kann, das behaupte ich im Gebet. Dort preist man Gott für seine Güte und Treue, selbst wenn wir im Leben so Vieler seine Güte vermissen. Dort sagt man noch im Fallen die Worte des Psalms: „Du bist mein Fels, meine Hilfe, mein Schutz, dass ich gewiss nicht fallen werde" (Ps. 62). Dort und nur dort ist man gewiss, dass Gott uns auf grüner Aue weidet und uns zum frischen Wasser führt. Das Gebet ist die Stelle der kecken Hoffnung. Das Gebet gräbt uns die Hoffnung in unsere Seelen. Darum kann ich mir eine Kirche, ein geistliches Leben nicht vorstellen, in dem das Gebet nicht eine zentrale Bedeutung hat. Das ist keine Flucht in die Innerlichkeit und Privatheit. Es ist eine Weise, die Lebenden und die Toten nicht aufzugeben. Das Gebet ist die eigentliche Gestalt unserer Hoffnung.

Das zweite Grundnahrungsmittel der Hoffnung ist unsere Tradition. Ich beginne mit einem Bild. Unsere Enkelkinder, als sie noch klein waren, schlappten gerne in unseren Schuhen und Pantoffeln durch die Wohnung. Sie spielten, sie wären wir. Was tun wir, wenn wir im Glaubensbekenntnis sprechen, hinabgestiegen in die Unterwelt, aufgefahren in den Himmel? Was tun wir, wenn wir die anderen großen Sätze dieses Bekenntnisses oder unserer Tradition sprechen? Wir schlappen in der Sprache und in den Bildern unserer Toten durch diese Kirche. Diese Sprache passt uns nicht ganz; wir haben sie uns nicht ausgedacht. Es sind oft zu große Worte für unseren kleinen Glauben, für unsere karge Hoffnung und für unser beschränktes Verstehen. Sie ist uns so fremd, wie unsere Schuhe den Enkeln fremd sind. Sie ist uns so nah, wie unsere Schuhe den Enkeln nah sind.

Ein Glück, dass man eine Fremdsprache hat, in die man seine eigene kleine Hoffnung bergen kann. Wenn ich einen Psalm bete, wenn ich die Texte höre, die von der Rettung des Lebens sprechen, dann berge ich mich in eine Sprache, die mir die Toten vorgewärmt haben. Ich lese in meiner Bibel: „Die Erde ist voll von deiner Güte." Wenn ich

sehe, was in der Welt geschieht, habe ich meine Zweifel an diesem Satz. Aber so hat Bonhoeffer im Gefängnis gesprochen, und so spreche ich diesen Satz nach. Ich zitiere, wenn ich auf das Land hoffe, aus dem die Seufzer geflossen sind. Ich zitiere die Apokalypse, wenn ich behaupte, dass es einen neuen Himmel und eine neue Erde geben wird und dass der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz.

Welch ein Glück, dass man eine Fremdsprache für den Glauben hat. In der fremden Sprache, in den Geschichten und den Bildern von gestern berge ich meinen Glauben unter der Maske der Toten. Ich stehe nicht allein. Nicht einmal für meinen Glauben. Ich benutze die Sprache meiner lebenden und toten Geschwister, und ich benutze damit ihren Glauben. Ich glaube den Toten ihren Glauben. In den Formeln, in den fremden Sprachen der Toten springe ich weit über mein Sprachvermögen hinaus. Ich spiele den Clown in der Sprache der andern und lese ihnen die Hoffnung von den Lippen. Ich frage nicht dauernd, ob das richtig oder falsch ist. Ich lese ihren Glauben, ich lerne ihren Glauben. Es ist mir zu buchhalterisch, darauf zu bestehen, alles allein vor dem eigenen Verstand und Gewissen verantworten zu wollen. Mein Herz verantwortet nicht die große Sprache, die die Auferstehung der Toten und der Sturz der Tyrannen nennt. Oft spricht man sie wie fremde Sätze gegen das eigene Herz. Es gibt Menschen, die es nicht ertragen, Söhne oder Töchter zu sein, eine Herkunft und eine Tradition zu haben. Sie ertragen es nicht, Tote zu haben, die vor ihnen gelacht, geweint, geliebt und geträumt und ihren Glauben gestammelt haben. Sie sind gezwungen, Originale zu sein und alles im eigenen Namen zu tun, in der eigenen Sprache zu sprechen und vor dem eigenen Verstand zu verantworten. Welcher Zwang, erster zu sein, welcher Zwang, authentisch zu sein, welcher Zwang, die Mäntel der Toten zu verachten! Wir kommen nicht aus dem Nichts, wir gehen nicht ins Nichts. Die Toten haben uns mit ihrer Überlieferung die Mäntel ihres Glaubens hinterlassen.

Im 2. Buch der Könige wird uns folgende Geschichte erzählt. Das Leben des Propheten Elia geht zu Ende. Er ist unterwegs mit seinem Lieblingsjünger Elisa. Sie kommen an den Jordan, der angeschwollen ist. Elia schlägt mit seinem Mantel auf das Wasser, und sie passieren den Fluss trocknen Fußes. Dann kommt der Todeswagen, der Elia entführt. Seinem Jünger Elisa hat er seinen Mantel zurückgelassen. Dieser geht zurück, er kommt wieder an den Jordan und er schlägt mit dem Mantel des Propheten auf das Wasser. Das Wasser teilt sich wie bei Elia, und der Jünger geht wie mit Elia ungefährdet durch den Fluss. Elisa hat ein Vermächtnis, er hat die Kraft und den Mantel des großen Meisters. Bei seiner künftigen Lebensarbeit ist er nicht mehr nur auf die eigene Kraft, auf den eigenen Mut angewiesen. Er hat den Geist des Propheten geerbt. Er braucht sich nicht mehr nur an sich selber zu wärmen. Er hat den Mantel des Toten.

Die Tradition – das sind die Lebensmäntel, die uns die Toten hinterlassen haben. Wir haben im Glaubensbekenntnis, in den Bildern, in den Psalmen, im Vaterunser, in den Kirchengebäuden die Mäntel der Toten. Man muss sich

nicht nur an der eigenen Wärme wärmen. Man kann sich in sie hüllen, wenn das eigene Glaubenshemdchen gar zu kurz oder zerschlissen ist. Die Kirche ist eine Art Kostümverleihanstalt mit ihren Schätzen, mit ihrer Tradition und mit ihren Bildern.

Als drittes Nahrungsmittel der Hoffnung nenne ich die Gemeinschaft. Man kann nicht als Einzelner überleben. Man verhungert, wenn man allein ist. Unser großes Geschenk: wir sind nicht allein. Wir haben eine Kirche und Sie haben die kostbare Gemeinschaft der Brüder und Schwestern. Wir haben unsere Gottesdienste, in denen wir einander die Hoffnung von den Lippen lesen. Ich erzähle eine Geschichte aus der klösterlichen Tradition. Ein Mönch verfiel in eine tiefe seelische Dürre und er bat seinen Abt, von den Chorgebeten dispensiert zu werden, weil sein Herz den Worten der Psalmen und Gebete nicht nachkommen könne. Der Abt hat ihm nicht erlaubt, dem gemeinsamen Gebet fern zu bleiben. Er hat ihn auch nicht gezwungen mitzubeten, was er nicht beten konnte. Er hat zu ihm gesagt: „Geh hin und schau, wie Deine Brüder beten." Er in seiner geistlichen Armut soll sich nicht selber Maßstab sein. Er soll hingehen und seine Dürre mit der Möglichkeit vergleichen, die seine Brüder schon haben. Noch kann er selber nicht hoffen und beten. Aber er kann schon zusehen, wie andere es können. Damit ist seiner Lebenskargheit die Absolutheit genommen. Sie als Brüder und Schwestern sind eine Glaubensverleihanstalt. Wir glauben unseren Geschwistern den Glauben, mit dem sie beten und singen. Auch das ist eine Weise zu glauben, den Glauben der Lebenden und Geschwister zu glauben.

Liebe Brüder und Schwestern, Ihre Zuversicht wächst auch darin, dass Sie Ihre Arbeit wichtig und unerlässlich für die Kirche finden. Warum sind Sie wichtig? Im 10. Kapitel im Matthäusevangelium spiegelt sich die Diskussion um den Missionsauftrag der frühen Christen. Es wird die Geschichte der Berufung der zwölf Jünger erzählt, und Jesus erklärt ihren Auftrag: „Er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, dass sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen." ... „geht aber hin und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt böse Geister aus!"

Zwei Aufgaben erhalten die Jünger: die Predigt der nahen Ankunft des Reiches Gottes und das Wirken der Zeichen des Reiches. Die Predigt allein, Worte und Versprechungen allein, wecken noch keine Hoffnung. Was nicht seinen Schatten voraus wirft, was noch kein Vorspiel hat, daran kann man nicht glauben. Die Worte sind die eine Art, das nahe Reich anzusagen.

Die andere Art der Ansage sind die großen Zeichen: die falschen Geister werden ausgetrieben; die Gebrechen und Krankheiten werden geheilt. Es soll das Erbarmen Gottes über die Menschen kommen, die „verschmachtet sind und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben". Die Versprechungen Gottes sollen augenscheinlich werden. Sie sollen zur Vertreibung der falschen Geister werden, zur Gesund-

heit an Leib und Seele. Jesus war kein Spiritualist. In seiner Nähe wurden Blinde geheilt, Lahme gingen aufrecht und Trauergeister wurden vertrieben.

Wir sind keine Charismatiker mit Wunderkräften, wie Jesus und vielleicht noch seine Jünger es waren. Und doch sind wir von dem Auftrag nicht entbunden, zu trösten und die Gebrechen der Seele und des Körpers zu heilen. Unsere Wunder kommen alltäglich, eher verstaubt und undramatisch daher. Sie heißen heute: Rauhes Haus und Johannesstift und Bethel und Karlshöhe. Und oft wissen die Wundertäter von heute nicht einmal, dass sie Wunder tun. Aber es ist die andere Kanzel der Kirche. Die eine Kanzel ist die Kanzel des Wortes. Sie hat einen zentralen Platz in unseren Kirchen. Die andere Kanzel ist die der Zeichen: „Sprecht: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Macht ihre Kranken gesund." Die Predigt des Wortes allein richtet nichts aus ohne die Augenscheinlichkeiten, ohne dass Menschen gehen lernen, dass ihre Augen geöffnet und ihre Seelen getröstet werden.

Wir bleiben nur Kirche des Wortes, wenn wir auch Kirche der wirksamen Zeichen bleiben. Nichts kommt mit dem reinen Wort aus, auch nicht das Reich Gottes. Nicht nur Gott misst uns daran, dass wir die beiden Sprachen nicht auseinanderreißen: die Sprache des Wortes und die Sprache der Vorzeichen des Reiches. Auch die Gesellschaft glaubt der Kirche nur, wenn sie das Wort und die starken Zeichen in gleicher Weise ehrt. Die Diakonie bedeutet also die Realisation einer Grundaufgabe der Kirche. Sie spricht für die Menschen, die in unserer Gesellschaft die Letzten sind. Eine Religion, die nicht den Mut hat, für diese Menschen zu sprechen, hat auch kein Recht von Gott zu reden.

Der Gedanke und die Realität der Diakonie haben einen Ort und eine Gruppe hier im Rauhen Haus. Es gibt die Gruppe der hier arbeitenden Menschen, die spezielle Gruppe der Diakonenschaft. Ich möchte etwas sagen zum Verhältnis der Kirche zu ihren Gruppen und der Gruppen zur Kirche. Ich wünsche von einer Gruppe und einer Gemeinschaft, dass sie Gemeinschaft in der Kirche ist. Die Kirche braucht die Gruppen, denn die Gruppen sind die eigentlichen Träger existenzieller und gelebter Wahrheit in der Kirche. Fast jede Gruppe, die klare Ziele, Interessen und Optionen hat, hat es nicht leicht. Die Gefahr der Großkirche ist, dass sie in der Sorge, es allen recht zu machen, den Armen und den Reichen, den Jungen und den Alten, dem Militär und der Friedensbewegung, den Gewerkschaften und den Industrieverbänden, ihre inneren Optionen und ihre Entschiedenheit verliert. Sie kann vor übermäßigem Liberalismus konturenscheu werden.

Für wen steht die Großkirche eigentlich? Wo ergreift sie Partei und wo tanzt sie voll wohlwollender Neutralität auf allen Hochzeiten und auf keiner? Die Großkirche ist immer in der Gefahr der tödlichen Lauheit, vor der das Evangelium warnt. Die Wahrheit kommt zustande durch die Charismen der Gruppen, die oft in der Kirche hart aufeinander stoßen; oft durch deren Auseinandersetzung und Streit. Die Gruppen und Gemeinschaften in der Kirche sind die eigent-

lichen Protestanten. Oft profilieren sie sich und die Kirche selber durch Trennung vom allgemeinen Konsens. Ihr klares Profil ist das Charisma für die Gesamtkirche und für die übrigen Gruppen. Ihr klares Profil polarisiert, und so werden die Wahrheiten in den verschiedenen Nestern der Kirche vergleichbar. Die Wahrheit ist ein Gespräch, und im Gespräch der Gruppen miteinander und mit der Tradition wird sie gefunden. Sie bleibt lebendig in der Reibung der Gruppen aneinander und an der Großkirche.

Das Charisma des Rauhen Hauses ist die Option für jene, die die Zeichen der Heilung brauchen. Das Rauhe Haus hat nicht in ausgewogener Neutralität für alles ein Auge zu haben, für die Armen und die Reichen in gleicher Weise da zu sein, für die Kranken und die Gesunden. Gruppen müssen einseitig sein, sonst bringen sie ihre Wahrheit in der Kirche nicht zu Gehör. Sie vom Rauhen Haus sind nicht Anwalt des Ganzen, sondern Anwalt der einzelnen hilfsbedürftigen und aus dem gesellschaftlichen Rahmen herausfallenden Menschen.

Je humaner eine Gesellschaft und eine Kirche ist, um so mehr muss sie die Antagonismen wollen und dulden; um so mehr muss sie die Verschiedenheit und die Widersprüchlichkeiten der Aufgaben und der Instanzen in ihr ertragen. Überspitzt gesagt: Die Kirche muss den Streit wollen. Sie darf nicht dauernd von der Harmonie des Ganzen her denken, in der der Einzelne als Opfer zu leicht unsichtbar wird. Im Evangelium haben Sie einen guten Zeugen für diese Einseitigkeit, nämlich Jesus, der gesagt hat, dass die Kranken des Arztes bedürfen, nicht die Gesunden. Der Hunger und die Wunden der Welt ist der Ort Gottes.

Sie sehen hier schärfer die fatalen Folgen des gesellschaftlichen Handelns: die Unsichtbarmachung der Probleme, das Verschwindenlassen der Problemfälle in Gefängnissen, Altersheimen, Fürsorgeheimen und psychiatrischen Anstalten. Es gibt also ein Recht auf Skepsis, und die Skepsis ist eine unerlässliche Tugend der Humanität. Aber es ist auch schwer, unter einem Horizont totaler Skepsis zu arbeiten. Ich frage mich überhaupt, wie man lange mit Menschen arbeiten kann, die die Gesellschaft an den Rand drängt, ohne zynisch zu werden. Wie soll man nicht zynisch werden, wenn man sieht, wie diese Gesellschaft mit Geld umgeht; wenn man sieht, wie die großen und teuren Menschenvernichtungsindustrien nach wie vor blühen und zugleich der Sozialabbau weitergeht.

Ich wünsche, dass das Rauhe Haus seine klare Option für die behält, für die das Evangelium seine erste Option hat. Eine solche Option zu haben ist Ausdruck der Hoffnung und Mittel der Stärkung der Hoffnung. Das Rauhe Haus soll ein einseitiger Ort sein, ein Ort der besonderen Beachtung derer, die keine Lobby haben.

Was heißt das für die Ausbildung derer, die später in solchen Institutionen arbeiten? Sie haben ein anderes Verständnis von Wissenschaft und vom Ziel dieser Ausbildung als die großen wissenschaftlichen Institutionen, die auf Neutralität und Wertfreiheit ihrer Wissenschaft bedacht

sind. Ich nehme als Beispiel die theologischen Fakultäten an unseren großen Universitäten, die sich in ihrer Wissenschaftlichkeit oft selber Ziel sind. Ich finde die theologische Ausbildung in ihrer Unbezogenheit naiv. Es werden Menschen durch alte Sprachen gejagt und sie erschöpfen sich in den Problemen des 16. Jahrhunderts, als brennte die Welt nicht. Eine christliche Gottesrede, der man die Leidensgeschichte der Menschen nicht ansieht und anhört, die sogenannte reine Theologie, ist eine verlorene Theologie.

Die auf Institutionen wie das Rauhe Haus bezogene Ausbildung könnte eine andere Aufmerksamkeit haben. Es werden dort andere Fragen gestellt: Wo leiden Menschen, woran leiden sie, und was macht sie leiden? Ich kann mir eine solche Ausbildungsstätte mit hohen Optionen riskanter vorstellen als die großen gemächlichen wissenschaftlichen Einrichtungen; irrtumsfähiger, weil die Menschen, die dort leben, sich einmischen; und zugleich wahrheitsfähiger, weil sie sich einmischen. Die Wahrheit ist nur unter Perspektiven und Optionen erkennbar. Ich wünsche mir, dass die Wissenschaft, die dort betrieben wird, auf die diakonischen Einrichtungen der Kirche bezogen ist. Ich hoffe, dass sie nicht ein blindes Instrument der Kirche wird. Eher soll sie eine Laus in ihrem Pelz sein.

Liebe Geschwister, zur Hoffnung gehört, dass Sie Ihre eigene Arbeit unentbehrlich und kostbar finden. Sie erreichen nur ein Fragment dessen, was Sie wollen und was die Menschen brauchen, mit denen Sie arbeiten. Warum sollte es ausgerechnet bei Ihnen mehr geben als ein halbes Gelingen? Unsere Ganzheit setzt sich aus vielen gelungenen Halbheiten zusammen. Sie sind nicht die Erlöser der Welt, aber Sie sind gelegentlich Brot für die, die es brauchen. Sie sind Trost für die, die den Trost brauchen.

Es gibt eine gefährliche Selbstentmutigung – manchmal ist es auch nur ein Trick der Faulheit: Man starrt auf das eigene Ungenügen und ist fasziniert davon. Die Hoffnung ernährt sich vom kleinen Gelingen. Das ganze Gelingen ist uns nicht versprochen. So wünsche ich Ihnen den Humor bei Ihren eigenen Niederlagen. Dann können Sie mit Schmerz und mit Heiterkeit singen, wie es die Menschen in den Bauernkriegen gesungen haben: „Geschlagen ziehen wir nach Haus. Unsere Enkel fechten's besser aus."

Impressum

Herausgeber:
Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland e. V. – VEDD
Glockenstraße 8, 14163 Berlin
Tel. 030 / 80 10 84 04
vedd@vedd.de
www.vedd.de
Verantwortlich: Diakon C. Christian Klein
Gestaltung: www.redbuero.de

Weitere Broschüren aus der Reihe IMPULS – POSITIONEN UND KONZEPTE AUS DEM VEDD im Internet unter www.vedd.de